Zeitschrift: Bauen, Wohnen, Leben Herausgeber: Bauen, Wohnen, Leben

Band: - (1955)

Heft: 21

Artikel: Theater und Universität

Autor: Steiger, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-651116

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bleibt die Stadt anpassungsfähig: dank ihrer restlosen Angepaßtheit und nie versagenden Anpassungs-fähigkeit ist sie ein Beispiel vollkom-mener Harmonie und deren lieblich-stes, schmetterlingsschönes Geschöpf

Und zweitens sagt Hermann Hilt-

«Was größeren Städten etwa nachgesagt wird, daß sie menschliche Tiefe veroberflächlichen, kosmisch gerichtetes Gemüt gesellschaftlich verflachen, gilt für Zürich nicht. Schaffende Größe vermag, wenn sie will, in Zürich noch abseits zu wohnen, findet hier noch immer die notwendige Einsamkeit: eine Konfronmit der Oeffentlichkeit ist nicht Gesetz, ein Konflikt mit ihr, eine Reibung an ihr nicht unumgänglich. Wo aber von einer tatsächlichen Beeinflussung die Rede sein kann, be-ruht sie nicht in einer Verflachung, sondern höchstens in einer Harmoni-sierung menschlicher Größe; denn Zürich gießt Milde und Versöhnung, vermittelnden Einklang aus über alle Kreatur. Zürich, wenn es das Schöp-ferische beeinflußt, harmonisiert dieses und macht im Laufe der Jahre wahrscheinlich und angepaßt, überstiegen oder gewaltsam und er-

zwungen ist.» Wenn wir wir Thomas Mann fragen so schenkt er uns mit seinem Brief für das im Verlag Oprecht erschienene Zürich-Buch (mit der Einführung von Prof. Jean R. von Salis)
folgendes Bekenntnis:
«Die liebe Züristadt! Hier ist sie

wieder einmal in wohlgewählten, künstlerisch trefflich ausgeführten Ansichten ihrer Schönheiten und Traulichkeiten, "Angefangen an trau-tem Ort", schrieb ich meiner Frau in das Buch "Lotte in Weimar", aus dem ich 1938 im Schauspielhaus zum Abschied vorlas, und das ich in Amerika beendete. Fünfzehn Jahre habe ich in der komfortablen Weite jenes Landes gelebt und bin sein Bürger geworden. Aber merkwürdig! Je länger ich dort war, desto bewußter wurde ich mir meines Europäertums, und immer dringlicher, fast ängstlich, wurde der Wunsch nach rechtzeitiger Heimkehr zur alten Erde.

Wenn ich aber 'Europa' dachte und sagte, so meinte ich immer die Schweiz, genauer: den 'trauten Ort', den ich von frühan geliebt hatte, und in dessen Schutz ich fünf Jahre lang glücklich tätig gewesen war. Ich meinte Zürich – und so bin ich denn wieder da, wieder unter den alten Freunden, von denen nur leider mancher schon ins Ewige entschwand. Wieder blicken meine Fenster auf den See, seine abendlich funkelnden Hügelufer und die 'türmende Ferne'. Der Föhnsturm fegt, er geht auf die Nerven, aber auch das gehört zur Trautheit' und ich lächle zufrieden. Verbringung des Lebensabends und literarische Betätigung' heißt es amt-lich als Zweck meines Aufenthaltes in

dem Papier, das mir die Niederlas-sung (gleich die Niederlassung!) gewährt. Literarische Tätigkeit und so einfach daumendrehendes dem Hause sitzen im Lebensnicht abendscheine ist also geradezu Vorschrift, Nun, auch mit diesen Zeilen, diesem Vor-Wörtlein zum Zürcher Bilder-Album gehorche ich ihr. Wie gern geschieht es! Wie herzlich gern!»

Thomas Mann hat dieses Bekenntim Jahre 1953 abgelegt. Brief ist keine platonische Liebes-erklärung, kein bloßer literarischer Wisch. Der Autor der «Budden-brooks» und des «Hochstaplers Felix Krull» lebte nicht nur still zurück-gezogen an den idyllischen Ufern des Zürichsees. Er war auch oft in der Stadt, lebte mit ihr, war bei sei-nen Freunden auf Besuch, saß im Café, und natürlich im Theater, wo er aber nicht nur vorlas und sich feiern ließ. Ungeniert konnte man feiern ließ. Ungeniert konnte man mit ihm diskutieren, ihm opponie-ren, er hatte auch Kontakt mit den einfachen Leuten, mit der Zürcher Bevölkerung; ihm gefiel Zürich. Adolf Guggenbühl ruft, energisch

aus: «Zürich ist kein Schmelztie-gel», und erklärt: «Ich will nicht beaus: «Zürich gels, und erklärt: «Ich will nicht be-haupten, daß ich mich in Zürich fremd fühle. Ich merke aber, daß ich nicht hundertprozentig assimi-liert bin, nicht so wie jene Zürcher, deren Vorfahren schon im 18. Jahrhundert oder noch früher einwan-

derten». Zwei Jahrzehnte vor diesem Urteilsspruch schrieb der Berner Hertensspruch series der berner Her-mann Hiltbrunner: «Ein Einfluß Zürichs aber ist gewiß und ist her-vorzuheben: Die meisten jener Her-gereisten und Heimatsuchenden, de-nen diese offenherzige, freimütige Stadt Heim und Herd verliehen hat, unterlieren der Surgestion, von unterliegen der Suggestion von Landschaft und Menschen in der daß sie in kurzer Weise, daß sie in kurzer Zeit irgendwie Zürcher werden, Zugezo-genes verfällt dieser Stadt, Fremde naturalisieren sich buchstäblich, es fällt ihnen leicht und sie bleiben der Stadt treuer als Autochthonen; für sie ist Zürich die Stadt, in die man immer wieder zurückkommen muß, wenn man einmal in ihr gewohnt

Wer hat nun hier recht? Adolf Guggenbühl oder Hermann Hilt-brunnner? Und wie sieht die Schmelztiegelfrage aus, wenn wir den Gedichtband «Um uns d Fremde» von Max Herrmann-Neis (Verlag Oprecht) aufschlagen und die tieferlebten Verse «Erinnerung an Zürich» lesen: «Wie damals uns die Tage mehr

beglückten: beglückten: om Frühlingshügel grüßten wir

den See, die Kinder friedlich Osterblumen pflückten.

und fern erglänzte der Gebirge

Emil Staiger

Theater und Universität

Dieser Vortrag wurde von Professor Dr. Emil Staiger, Ordinarius für deutsche Li-teraturgeschiehte der Universtikt Zürich an einer Pressekonferenz des schweizerischen Bühnenverbandes in Olten gesprochen. Wir lassen den Text gekürzt folgen.

Die Universität ist nicht dazu da, Antwort zu geben auf die Frage: «Was soll ich tun, daß ich selig werde?» Sie hat auch nicht den Zweck, den Bürger unmittelbar und praktisch auf einen Beruf oder auf Pflichten, die der Staat ihm auferlegt, vorzubereiten. Ihr höheres und vielleicht zugleich bescheideneres Bildungsziel besteht darin, die ganze Weite dessen, was der Mensch vermag und ist, zu erschließen, damit es dem einzelnen möglich sei, in voller Kompetenz zu wählen, sich für sein Eigenstes zu entscheiden und das, was er als das Seine erkennt, im Rahmen des Allgemein-Menschlichen und im Hinblick auf das Ganze zu pflegen. Ich gebe zu, daß diese Bedeutung der Universitas litterarum oft vernachlässigt werden muß, weil die Ockonomie des modernen Lebens sich vielen allzu gebetwirst en auf drängt. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir sie jemals ganz vergessen würden. Und wo immer sie noch in Kraft ist, da müssen wir ein ganz seinen eigenen Intentionen überlassenes Theater als unsern Bundesgenossen betrachten, als einen Helfer, der vieleicht nicht immer imstande oder ge-Die Universität ist nicht dazu da,

willt ist, auf seinem Feld die er-wünschte Universalität zu verwirk-lichen, der aber bei allen Mängeln vor unseren Mittel- und Hochschulen eines voraus hat: daß er seine Gaben nicht mit mahnend erhobenem Zeigefinger und pädagogischem Nachdruck an-preist, sondern eine unbedingte Frei-heit in Anspruch nimmt und gewährt.

Im den Vorkriegsjahren und wüh-rend des Krieges haben sich un-sere Bühnen große Verdienste um die Festigung unseres politischen Sinnes erworben.

die Festigung unseres politischen Sinnes erworben.

Das entsprach den Forderungen des Tages und wurde in weiten Kreisen mit gebührender Dankbarkeit vermerkt. Doch eben weil dieses Verdienst jetzt wergfallt oder doch nicht mehr so unentbehrlich ist wie noch vor einen Jahrzehnt, scheinen Zweifel über die Rolle des Theaters aufzukommen. Es sind dieselben Zweifel, denen die Hochschule, die sich nicht nur als Berufsschule auffabt, ausgesetzt ist. Zerstreuen kann sie nur die Einsicht, daß die erschütternde oder erheiternde, alle Kräfte der Phantasie belebende Darstellung des Menschenwesens in seinem Reichtum, in seiner Bedenklichkeit und seinem Glanz ihre Rechtfertigung in sich selber trägt, so wie sich auch die vorurteilslose, an keinen bestimmten Zweck gebundene, in wissenschaftliche Form gefaßte Antwort auf die Frage «Was ist der Mensch?» an sich rechtfertigen muß. Es ist die hohe Schule menschenwürdiger Freizügigkeit, die unsere Bildungsanstalten vermitteln sollen, an manche Voraussetzungen des Vorunterrichtes und

ie Wirtin brachte morgens Fest-geschenke,

gedenke, rd mir verhaßt mein neues Herbergsland.
Einträchtig gingen wir des Waldes

dann saßen wir an dem besonnten

wenn ich jetzt dieser leichten Zeit

Strand .

Pfade, die Hasen spielten, ein Fasan erschrak.

erschrak, als abermals das grünende Gestade vor meinem Blicke paradiesisch lag, die Ostersonne rötete die Ränder, die Boote zogen ihre goldne Spur, es flatterten die bunten Fahnenbänder

und die der Möwenflug die Kurven

Wie freundlich jeder Abend mich betreute:

die Schänkenstube wärmte meine Rast bald war ich der Gemütlichkeit der

Leute ein wohlbekannter, stiller Lesegast, die Kellnerin besprach mit mir die Zeiten,

Wirtshund schmiegte sich an meine Knie, n Heimweg nachts in Ufereinsam-

der Wellen Schlummerumsang melodie.

Dann lag ich noch so manche gute

im Dunkel wunschlos wach und war

das ganze Leben hatte keine Eile. Zuletzt hat mich ein Kinderschlaf liebkost

Es ängsteten mich keine bösen räume, jeder Morgen kam verliebt

zurück. Die beinah heimatlich vertrauten Räume

behüteten ein stetes Frühlingsglück.

Wie damals noch das Leben mich

verwöhnte, und wie es mich jetzt arm und furchtsam macht! Was dort mit meinem Dasein mich

versöhnte, hat jetzt mir Unglück und Gefahr gebracht.

Dort sprachen Wasser, Menschen, Gärlen, Gassen, menschen, Gärlen, Gassen mit einer Sprache, die mein Herz verstand. Jetzt welk ich kier verbittert und

verlassen in gastlichem, doch grausam fremdem Land.»

Ist das nicht ergreifend? Bedürfen diese Verse eines Kommentars? Ist das kein hundertprozentiger Lebensbeweis gegen Adolf Guggenbühls Behauptung, Zürich sei kein Schmelz-

tiegel?

Gewiß, auch Max Hermann-Neiße wurde einmal vertrieben aus Zürich. Eine Schande war's. Eine Schande bleibt's. Aber Max Hermann-Neiße und auch seine Mitbetroffenen wuß-ten, daß ein Teil der Politiker und

leider auch an Bedingungen pekuniärer Art geknüpft ist, so steht das Theater fast jedermann offen, dem wirklich an

echter Bildung

liegt. Es wäre natürlich ein Glück, wenn wir immer Aufführungen erwarten könnten, die ganz der Absicht des Dichters gemäß sind, auch dann, ja gerade dann, wenn seine Welt von der unsrigen weit entfernt ist und zunächst Befremden auslöst. Denn eben in solchem Befremden kündigt sich eine weitere Umsicht an. Das Sonderlare beunruhigt; wir machen uns besser damit vertraut, und unversehens öffnen sich Tore zu bisher unbetretenen Reichen des Liebens- und Bewunderungswerten; dann kehren wir gestärkt und getröstet in unsere Wirklichkeit zurück und nehmen ihr Beschrängendes und Peinliches künftig gestärkt und getröstet in unsere Wirklichkeit zurück und nehmen ihr Bedrängendes und Peinliches künftig gelassener hin, da wir Distanz gewonnen
haben. Doch auch verfehlte Aufführungen haben ihren Bildungswert. Es
ist mir oft genüg begegnet, daß gerade solche die fruchtbarsten Diskussionen ausgelöst haben und das im
Widerspruch Erkannte bei vielen Stutter zu einer kezudert ziehen Pe-Widerspruch Erkannte bei vielen S denten zu einem besonders sicheren sitz geworden ist. Freilich kann auch wohl geschehen, daß eine n ratene Aufführung die Freude einem Dichter verdirbt. Das wird a kaum sehr oft der Fall sein. miß einem Dichter Verdirüt. Das Wird aber kaum sehr oft der Fall sein. Das Schlechte läßt sich unsere Jugend noch weniger mit Gewalt einreden als das zweifellos Vollkommene. Die Hauptsache ist die

aus dem ein reifer, klarer und gehalt-

der Einheimischen gegen diese Unduldsamkeit kämpften dies möglich war, für Dauerasyl

Thomas Mann bezeugt in Vorwort zu «Um uns die Fremde», daß die Stadtlandschaft Zürich «vielleicht mit so schmerzlich inniger Empfänglichkeit für ihre Reize, so dankbar immer wieder anhebendem Fleiß noch niemals geschildert und gefeiert worden ist's. «Ach es hat ihn», so schrieb Thomas Mann, «wie heute die Leute schon sind, auch wohl nicht lange in seinen Mauern gedul-det, hat den Flüchtling wohl gemahnt, sich gefälligst weiter zu heben. Aber er trägt's ihm nicht nach, er singt sein Lob. Mit neun Gedich-ten besang der dichterisch begnadete vertriebene Flüchtling Zürich! Trotz alledem und alledem.

Genügen die drei zitierten Autoren denugen die drei zitierten Autoren als Zeugen dafür, daß Zürich auch freundlich sein und Eis zum Schmelzen bringen kann – wenn, ja wenn es umschmelzen will? Liegt nicht gerade darin, daß Zürich den Fremden nicht wie Ibsens Knopfgießer in «Peer Gynt» zuruft: «Du mußt um-geschmolzen werden», eine spezi-fische Toleranz und Freundlichkeit?

Dringt Adolf Guggenbühl, der natürlich einwenden wird, es komme ihm darauf an, vor allem die Zürcher zu Zürchern zu machen, darauf, daß wir die Vox Turicensis aufrufen? Sollen wir noch zu der von der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten herausgegebenen Anthologie «Zürcher Lyrik» greifen?

«Zürcher Lyrik» greifen?
Sollen wir die Literatur- und
Kunstpreisträger der Stadt Zürlch
aufrufen und um ihr Urteil bitten?
Sollen wir die Literaturpreisträger
C. G. Jung (1932), Felix Moeschlin
(1935), Maria Waser (1938), Robert
Facsi (1945), Traugott Vogel (1948) raesi (1945), Frangott vogel (1945) und Fritz Ernst (1951) anfragen – nachdem wir H. Hiltbrunner bereits zitierten? Sollen wir die Kunstpreisträger fragen? Auch hier gibt es bereits eine stattliche Reihe.

Hermann Haller (1949) und Willy Burkhard (1950) haben zwar Limmatathen bereits verlassen. Beide hatten eine große Gemeinde in un serer Stadt. Darum wäre es inter Beide hatten eine große Gemeinde in un-serer Stadt. Darum wäre es inter-essant, einen Reporter in den Olymp zu schicken, um sie über den Schmelztiegel» zu befragen. Othmar Schoeck (1943), Hermann Hubacher (1944), Arthur Honegger (1946) Paul Bodmer (1947), Ernst Morgen-thaler (1952), Paul Müller (1953) und Helen Dahm (1954) sind aber auch zuständig, auch sie könnten interviewt werden.

Wenn wir sozusagen «Alles in allem» nehmen wollten, so müßten wir auch die Kandidaten für den Literaturpreis 1955 befragen und schließ-lich die Kernfrage stellen, ob es sich hier nicht um ein Stück der Kulturund Gemeinschaftskrise handle. Aber wir wollen hier weder so weit ausholen und schon gar nicht von Krise reden. Wir haben ja bereits festgestellt, daß wir zur Guggenbühlschen Kapuzinerpredigt ja und nein sagen Wir sagen sogar zu vielen Punkten ja,

Wir sagen ja, wenn er sagt, die Zürcher seien grob. Tatsächlich: das sind sie! Wir sagen ja, wenn er fest-stellt «Ein anderes Hindernis für die Erhaltung den güschen ich er Geisten Erhaltung des zürcherischen Geistes bildeten die Ausländer.» Wir sagen ja, wenn er erklärt: «Viele der Berner, die sich in Zürich niederließen, ner, die sich in Zürich niederlieben, waren als Künstler, Schriftsteller oder Politiker sehr erfolgreich. Ihre Anwesenheit war für Zürich bestimmt ein Gewinn; aber begreiflicherweise waren sie keine Förderer zürcherischer Eigenart, auch dann nicht wenn sie wie de Aemtenter von der Verteile ver nicht, wenn sie zu den höchsten Aem tern aufstiegen.»

Adolf Guggenbühl hat hundertprozentig recht, wenn er erklärt: «Kul-turpflege kann nur wirksam sein, wenn sich ihrer auch die Politiker annehmen.» Er hat ebenso recht, wenn er feststellt: «Wenn sich in einem lebenskräftigen Organismus eine Krankheit ausbreitet, dann werden auch die Heilungskräfte wach.» Und die Diagnose ist richtig, wenn er Kulturpolitik als Heilmittel empfiehlt!

Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns, daß der «Schweizer Spiegel» die «Erstellung eines monumentalen öf-fentlichen Gebäudes» fordert. Wir hegen und pflegen diese Idee bei den Behörden seit Jahren PD. Dr. E. Walter hat dieses Postulat bei der letzten Geschäftsberichtsdebatte im Gemeinderat öffentlich begründet. Großartig, was Adolf Guggenbühl diesbezüglich schreibt: «Man sollte in Zürich den Mut haben, während der jetzigen Wirtschaftsblüte wieder einmal ein monumentales öffentliches Gebäude zu erstellen, das nicht nur Zweckbau, sondern künstlerisches Zweckbau, sondern künstlerisches Monument ist, Wahrzeichen und Symbol dieser Stadt.»

Weil wir, soweit es sich nur um das «Stadttheater» dreht, (bezüglich des Schauspielhauses sind wir geteil-ter Ansicht, was wir mit der Seite 3 dokumentieren), mit Guggenbühl einig sind, daß es sich hier um eine «deutsche Bühne» handelt, hoffen wir, daß der Stadtrat mit der Projektierung eines neuen Stadttheate nun energisch vorwärts mache. E neues Stadttheater bietet die beste Chance, den sehnlichsten Wunsch der Zürcher nach einem monumentalen künstlerischen öffentlichen Bau zu Runsterischen Orleichtenen Dat Zu realisieren. So schließen wir unsere Betrachtung mit der Verstärkung der Forderung nach dem Stadttheaterneubau. Die künstlerisch monumentale Erfüllung dieses monumentalen Postulates wird mithelfen, «aus Zürchern Zürcher zu machen» – wie es euch gefällt!

Hans Ott

voller Wein entstehen soll. Für die

voller Wein entstehen soll. Für diese Gärung zu sorgen, dürfte im Blick auf das Geschlecht, das heranwächst, unserer Bühnen erste Pflicht sein. Und nach meiner persönlichen Erfahrung bin ich davon überzeugt, daß sie ihr, gewiß nicht restlos — wie wäre das möglich? —, aber meist in imponierender Weise genügen.

Es scheint etwas kühn, die Aufmerksamkeit der Behörden dafür in Anspruch zu nehmen. Wie sollen sie ihre Sorge und ihr Wohlwollen einer Institution zuwenden, die ihre eigenen muß, wenn sie sich selber treu sein soll, für die jedwelche nicht rein künstlerische Direktive tötlich wäre? Wir leben aber in einem Staat, der sich noch heute dieser Sorge seiner Behörden auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens rühmen darf. Unsere Universitäten erfreuen sich, trotz manchen Konfilikten, einer weitgehenden Autonomie. Der Staat stellt die Mittel bereit und läßt die Dozenten in einem weitgesteckten Rahmen darüber verfügen. Wir haben uns daran gewönt, wir meinen, es dürfe nicht anders sein. Und doch zeugt diese Einrichtung von einem

grandiosen Vertrauen und, was wohl noch mehr bedeutet, von einem hohen Begriff von der Würde des Menschen:

Er, der Staat, ist darum bemüht, daß Er, der Staat, ist darum bemüht, daß seine Bürger nicht nur Werkzeug in der Hand des Staates sind. Ich weiß, daß diese Idee sich in der Wirklichkeit nicht selten trübt und minder erhebenden, dringlicheren Anforderungen weichen muß. Doch ihre Leuchtspur ist in unserem schweizerischen Bildungswesen noch sichtbar. Und wenn wir sie bewahren wollen, dann müssen wir wünschen, daß ihr ganzer Segen auch unseren Bildhen zuteil wird. Die Hochund Mittelschulen können allein das Erforderliche nicht leisten. Die beste Vorlesung über Schiller ersetzt eine wohlgelungene Inszenierung der Waltlenstein-Trilogie nicht. Die Einbildungskraft der Studenten und Dozenten ist nicht stark genug, um die szenische Wirklichkeit zu ersetzen. Der Uebergang vom Vorgestellten zum Angeschauten ist selber wieder eine unrestzliche Lehre. Was ein Vers vermag, swie tief das Erz der deutschen Zunge dröhntz, was Adel der Gebärde sei, wo soll das unsere Jugend erfahren, wenn eine gediegene Bühne fehlt. Wo drängen sich die letzten Fragen des Schicksals ungeheurer auf als vor der Rampe im dunkeln Raum? Kein Unterricht und keine Wissenschaft unterricht und keine Wissenschaft und em Theater das Wort, nicht der Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, das wäre zu eng und ginge am Wesentlichen vorbei; aber dem Theater, in dem uns das Welttheater vorgespielt wird, das der Gereifte nicht entbehren mag und se Gereifte nicht entbehren mag und den Werdenden eine magische Anziehungskraft ausübt als Antzipation des Lebens. den Werdenden eine magische An-ziehungskraft ausübt als Antizipation

21/Redaktion: Hans Ott, Zürich Photos: W. E. Baur, W. Dräyer, Guggenbühl, Schauspielhaus Zürich Verlag: Cicero-Verlag Zürich Druck: Genossenschaftsdruckerel Zürich